Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **7. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 35.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **29. August 1903** **Bremen.**

Inhalt: Vorwärts. Von Karl König. — Der Kampf der deutschen Weltanschauung und Kultur mit der römisch-kirchlichen. Von Rahlwes. — Moderne Weltanschauung in ihren Werken. I. Von Nithack-Stahn. — Die päpstliche Sedisvakanz. Von O. H. — Umschau. (Mark.) — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Marie Durand. IV. Von Karl Lamb.

Vorwärts.

Goethe sagt einmal: „Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten.“ Und Jesus von Nazareth hat dasselbe noch stärker und knapper in das Wort gefaßt: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.“

Die Augen der Gottheit sind nach vorn gerichtet. Wir richten sie, und zumal innerhalb der Religiosität, sehr viel nach hinten. Gott drängt uns mit breiten Armen vorwärts in die Zukunft. Wir aber halten uns gern in der Vergangenheit auf. Die Gründe liegen teils in gutem, teils in argem Felde. In gutem, wenn wir bei aller Rückschau geleitet werden von dem klaren Bewußtsein, daß alle wahre Neugeburt zugleich auch Wiedergeburt der edelsten und besten Lebenskräfte der Vergangenheit sein soll und muß. Sonst fehlt ihr das gute Gewissen nach vorn und die Gerechtigkeit nach hinten. Arg aber wird die Vergangenheitsverehrung, sobald sie dem Gesetze der Trägheit, dem Geist der Schwere, der Bequemlichkeit ihre Opfer bringt. Und das ist eine Gefahr, der wir alle leichter unterliegen, als wir uns eingestehen möchten. Denn erben ist leichter als erwerben; Bekenntnisse glauben, ob orthodoxe oder liberale, ganz eins, ist leichter, als von sich aus neu den Glauben bekennen; an Inspirationen, welcher Art sie seien, glauben ist leichter, als sich selber inspirieren und vorwärts durch den Geist zum Handeln treiben lassen.

Die Vergangenheitsliebe ist Lehrmeisterin, ja! Aber sie kann auch ein Schwamm sein, der uns die persönliche Niederschrift eigenen Lebens von der Tafel wegwischt, eine Zauberin, die gefährliche Verwandlungen treibt, und ein Haus des Siechtums. Sie löscht dem, der sich ihr verschreibt, leicht das Verantwortlichkeitsgefühl aus der Seele weg; denn was will in diesem Meere von Liebe und Haß, Gut und Böse, Fluch und Schuld, das hinter uns wogt und brandet, ebbt und flutet, der Tropfen meines Ichs bedeuten? Sie umsäumt, wie die Zauberin Abendsonne, alle fernstehenden Spitzen und Wolken mit goldenen Bändern, und was vor den Augen eben noch als matter Dunststreifen am Himmel stand, wird unter ihren Zauberhänden zu einer leuchtenden Himmelsstraße. Sie zeigt uns den Gott von gestern und ehegestern da hinten in der Ferne auf einem goldenen Throne, aber für den Gott, der heute in uns drängt und lebt und arbeitet, hat sie leicht gar keine Augen, ja oft Spott und Hohn und Scheiterhaufen! Am furchtbarsten aber wirkt sie in der Seele derer, wo ihre Weisheit schließlich die Ben Akibas ist: Es ist alles schon dagewesen! Wozu also Aufregung, wozu Streben? Es ist ja nur ein Mühlenrad!

Gewiß, wir kommen von gestern und ehegestern her und wollen das niemals vergessen. Alle guten, großen Lebenskräfte der Vergangenheit sollen uns durch die Seele rinnen, sollen neu in uns geboren werden. Sonst muß es uns ergehen, wie es dem Bache geht, der sich von der Quelle scheidet. Der stirbt! Man muß den Quellzufluß bewahren, aber vorwärts laufen und sich frische Gesellen rufen, Bäche, deren Quellwasser aus Bergestiefen sprudeln. So werden die Bäche zum Flusse, der hundert Schiffe trägt und nimmer siech wird. Vorwärts!

Karl König.

Der Kampf der deutschen Weltanschauung und Kultur mit der römisch-kirchlichen.

Harnack hat einmal in seiner Dogmengeschichte gesagt: „Es gibt im Mittelalter kein germanisches Christentum, wie es ein jüdisches, griechisches und lateinisches gegeben hat.“ Das ist gewiß durchaus richtig, wenn man auch die Ansätze zu einem germanischen oder deutschen Christentum, namentlich im Kreise der Mystiker, hier und da finden mag. Aber immer stärker wird in der zweiten Hälfte des Mittelalters die Spannung zwischen der von fremder Kultur getränkten Kirche und dem nationalen Leben. Die Spannung mußte zuletzt zum völligen Bruche führen.

Etwa hundert Jahre waren nach dem ersten Kreuzzuge vergangen, da zeigten sich die Folgen dieser mächtigen Bewegung auf allen Gebieten des Lebens. Das Jahr 1200 darf man als den Wendepunkt der mittelalterlichen Geschichte bezeichnen; mit Recht hat das Chamberlain in seinem bekannten, glänzenden Werk über „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ ausgeführt. Bis tief ins 12. Jahrhundert war die fast ausschließliche Form der wirtschaftlichen Existenz die agrarische gewesen, jetzt blühen Handel und Gewerbe auf. Die Geldwirtschaft verdrängt die Naturalwirtschaft. Um 1200 ist man im Abendland mit dem Papier bekannt geworden. In welchem Sinne man die neue Errungenschaft nutzte, zeigen die fast unmittelbar darauf einsetzenden Bibelverbote, zeigt die Arbeit der Inquisition, die nun ihren Anfang nimmt.

Eine durchaus neue, weltliche Physiognomie des Lebens zeigt sich zuerst in dem Ritterstand der Hohenstaufenzeit. Starke romanische Einflüsse, dem alten Kulturboden Südfrankreichs entstammend, werden hier neben den Kreuzzügen wirksam. Es hebt eine Blütezeit deutscher Dichtung an, die nicht aus kirchlicher Wurzel erwächst. Ein Umstand ist dafür schon bezeichnend: die heidnisch-germanische Heldensage taucht wieder empor. In dem großen Völkerkampf der germanischen Stämme gegen Rom hat die deutsche Heldensage zunächst ihre Wurzeln

gehabt. Die gemeinsame Erinnerung an den Weltkampf, an dem die meisten Stämme ja Teil gehabt hatten, hat zu reichen Sagenkreisen sich ihnen gestaltet. Dann hat die christliche Predigt jene Sagen verdrängt. Nur der wandernde Spielmann, der rechtlose, kennt und singt sie noch. In den Klöstern, die einmal Sinn für diese alten Sagen hatten, sind sie jetzt längst geächtet. Nun tauchen sie inmitten der ritterlichen Gesellschaft aufs neue auf, und die trotzig kühnen Lieder von Dietrich von Bern, Nibelungen- und Gudrunlied gewinnen ihre endgültige Gestalt.

Walter von der Vogelweide erhebt seine Stimme für das Kaisertum, in trotziger Anklage wider das Papsttum. Die Theorie vom „Gottesstaat" ist die seine sicher nicht gewesen. Er ist kaiserlich und national bis ins Mark. Aufreizendere Epigramme, so hat man gesagt, sind nie geschmiedet worden, als die, welche Walter wider die Kurie geschleudert hat.

Die Liebe zwischen Mann und Weib gilt dieser ritterlichen Welt als ein köstlich Gut, des höchsten Preises wert. Im Minnesang wetteiferten die Besten der Sänger. Reinmar von Zweter preist die Ehe höher, denn alle geistlichen Orden. Wenn Kaiser Friedrich wiederkommen wird, weissagt Barthel Regenbogen, so wird er alle Nonnen zur Ehe zwingen. In dem Lied von Tristan und Isolde lernt die Zeit die erschütternde Gewalt der Liebesleidenschaft begreifen. Wolfram von Eschenbach schildert im „Parzival" ein geistliches Rittertum. Von tiefer Frömmigkeit ist das Werk ein Zeugnis, aber ein kirchliches Priestertum gibt es im Kreis der Gralsgemeinde nicht. Und wie weit ist diese größte und frömmste Dichtung des deutschen Mittelalters von asketischer Weltanschauung entfernt! Wolfram sucht bewußt über dem Gegensatz die Einheit:

„Wer Gott und die Welt kann
Behalten, der ist ein selig Mann,
Gott niemand das entgelten läßt,
Ob er der Welt Hulden hat.
Ein Mann soll Lob und Ehr erjagen,
Und doch Gott im Herzen tragen."

In die Volkskreise sind doch diese Gedankengänge Wolframs gewiß nicht eingedrungen. Und der Ritterstand gibt bald seine führende Stellung ab an das aufstrebende Bürgertum in den Städten. Die reiche Entwicklung der Städte hat den entscheidenden Kampf des 16. Jahrhunderts gegen die mittelalterliche Weltanschauung in nachhaltigster Weise vorbereitet. Von Anfang an hat die Entwicklung der deutschen Städte in engem Bunde mit dem Königtum stattgefunden. Im Kampfe zwischen Staat und Kirche ist auf seiten des ersteren ihr Platz gewesen. Mit welcher ausharrenden Treue haben deutsche Städte noch zuletzt neben dem unglücklichen Heinrich IV. gestanden!

Unter den Hohenstaufen beginnt die glänzende Entfaltung der Städte. Dort findet man Schutz hinter starken Mauern, dort bietet sich Arbeit und Verdienst, für den strebsamen Mann mannigfache Gelegenheit, zu größerem Wohlstand zu kommen. Dort genießt man persönliche Freiheit. „Stadtluft macht frei", das ist mittelalterlicher Rechtsgrundsatz. So strömen denn im 13. Jahrhundert die Massen vom Lande in die Städte, ganz ähnlich, wie in unseren Tagen. Ranke sagt von dieser Zeit der deutschen Städtegeschichte: „Es ist eine prächtige, lebensvolle Entwicklung, die sich damit anbahnt, — — — die Städte konstituieren eine Weltmacht, an welche die bürgerliche Freiheit und die großen Staatsbildungen anknüpfen." Mit dem Reichtum wächst das Selbstgefühl. Die Städte kämpfen um ihre volle Selbständigkeit, auch kirchlicher Bevormundung zeigen sie sich immer mehr abhold. Der Einfluß der bürgerlichen Obrigkeit auf das kirchliche Gebiet wächst bedeutend. Die meisten der zahllosen Stiftungen, die in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gemacht wurden, stehen unter Verwaltung oder Aufsicht des Rates. Eine große Zahl geistlicher Pfründen in den Städten werden vom Rate besetzt. Eifersüchtig wacht die bürgerliche Obrigkeit darüber, daß nicht die Zahl, der Einfluß und der Reichtum der Klöster in der Stadt allzusehr wachse. Mancherlei Einschränkungen müssen sich die Klöster hier und da in den Städten gefallen lassen. Nicht die Hierarchie hat die großen, prächtigen Kirchen geschaffen, die in der zweiten Hälfte des Mittelalters in den großen norddeutschen Städten zumal sich erhoben. Sie zeugen nicht wie die rheinischen Dome von der Macht der Kirche, sondern von der Wohlhabenheit und dem frommen Kunstsinn des Bürgertums.

Die alleinige Quelle der wachsenden politischen Macht, des schnell sich mehrenden Reichtums der Städte ist der Handel, das mächtig gesteigerte Erwerbsleben. Wie geringschätzig aber, ja feindselig, hatten die klassischen Lehrer der Kirche über dieses geurteilt! Ein bescheidenes Plätzchen im Winkel hatten sie ihm gönnen wollen, hier aber war es keck in die beherrschende Mitte getreten. Darum, diese städtische Kultur konnte nur eine rein weltliche sein.

Und weiter und weiter zieht sie ihre Kreise. Je größer die Städte werden, um so komplizierter und schwieriger die

Marie Durand.

Eine Heldin des Glaubens.

IV.

Endlich kam für Marie Durand und ihre Leidensgenossinnen die Stunde der Erlösung. Es war am 11. Januar 1767 — als der Chevalier Stanislas Jean de Boufflers mit seinem Oheim, dem Marschall Prinzen von Beaureau, auf einer militärischen Inspektionsreise an der Küste von Languedoc auch nach Aigues-Mortes kam und zu dem Turm „La Constance". Wir stiegen, so schreibt er selbst, am Fuße des Turmes ab. Wir fanden beim Eingang einen sehr diensteifrigen Torwächter, welcher, nachdem er uns eine dunkle Wendeltreppe geführt hatte, mit lautem Geräusch eine furchtbare Tür öffnete, auf welcher man die Inschrift von Dante zu lesen glaubt: »Lasciate ogri speranza voi ch'entrate". Die Farben fehlen, um das Entsetzen zu malen über einen Anblick, an welchen unsere Blicke so wenig gewohnt waren. Ein entsetzliches und zugleich rührendes Bild, wo der Abscheu sich mit der Teilnahme verband. Wir sahen einen großen Saal, der Luft und des Lichtes beraubt; 14 Frauen schmachteten darin in Elend und Tränen. Der Kommandant konnte kaum seine Bewegung zurückhalten. Ich sehe sie noch bei diesem Erscheinen plötzlich alle zugleich sich niederwerfen, Tränen vergießen, Worte versuchen — aber sie fanden nur ein Schluchzen und ließen sich mit Mühe durch uns trösten, uns alle zugleich ihre gemeinsamen Leiden erzählend. Ach — ihr ganzes Verbrechen war, in derselben Religion wie Heinrich IV. aufgewachsen zu sein. — Ihr seid frei, sagte der Prinz mit gerührter Stimme, und ich war stolz, in diesem Augenblick, sein Verwandter zu sein. — Der Prinz von Beaureau hatte — als eine besondere Gnade — bevor er Versailles verließ, die Erlaubnis erwirkt, drei oder vier dieser Opfer zu befreien. Er schenkte 14 derselben die Freiheit, das heißt allen — ein ungeheures Verbrechen nach gewissen Rechtsbestimmungen — und er verantwortete sich dem Minister gegenüber so: Die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit sprächen in gleicher Weise für diese Unglücklichen — er habe sich nicht berechtigt gefühlt, unter ihnen zu wählen, und nach ihrer Befreiung habe er den Turm endgültig schließen lassen, in der Hoffnung, daß er sich nicht mehr zu einem solchen Zweck öffnen werde. — Der Minister, Monsieur de la Vallière, tadelte dieses Verhalten, das er als einen Vertrauensbruch ansah, und befahl dem Prinzen ausdrücklich, seinen Fehler wieder gut zu machen — im andern Falle verliere er seine Stellung. Die Antwort des Prinzen war des Beinamens würdig, den er in seinen Feldzügen erhalten hatte, auf denen ihn seine Soldaten „den Tapfersten der Männer" (le plus brave des hommes) nannten. Sie lautete: In des Königs Macht stehe es wohl, ihm das Kommando zu entziehen, das die Gnade seiner Majestät ihm verliehen habe, aber nicht, ihn in seiner Pflichterfüllung zu hindern, bei der er seinem Gewissen folge und seiner Menschenfreundlichkeit. Und es blieb bei der Befreiung aller Gefangenen. —

Es war am 14. April 1768, als Marie Durand endlich den Turm verließ. In achtunddreißigjähriger Gefangenschaft waren ihre Haare erbleicht — sie hatte wie wenig andere den Kelch der Leiden getrunken. Was sie in aller äußeren und

Aufgaben ihrer Verwaltung. Kenntnisse und geistige Tüchtigkeit sind erforderlich, nicht nur für die leitenden Personen, für alle, die mit Verständnis am städtischen Leben teilnehmen wollen. Ein dringendes Bedürfnis nach weltlicher Bildung entsteht. Bis dahin ist die schulmäßige Bildung eine rein kirchliche gewesen. Gebildet sein heißt in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters einfach: Kleriker sein. Die deutsche Ritterschaft hat lange es geradezu für eine Schande gehalten, einen Sohn, der nicht Kleriker werden sollte, in die Schule zu schicken. Jetzt greift die bürgerliche Obrigkeit zum erstenmal nach dem noch heute umstrittenen Gebiet der Schule. Deutsche Schulen entstehen oft unter heftigem Widerstreben der kirchlichen Gewalt, die der lateinischen Schule die Alleinherrschaft zu sichern suchte.

Noch ein anderes Gebiet von außerordentlicher Wichtigkeit, das bis dahin Alleinbesitz der Kirche war, wird von bürgerlicher Seite nun zum erstenmal in Anspruch genommen: das große Gebiet sozialer Tätigkeit. Weltliche Krankenpflege begegnet uns in den Städten des Mittelalters. So wird von Köln berichtet, daß schon Ende des 13. Jahrhunderts sich sieben unter städtischer Verwaltung stehende Hospitäler dort fanden.

Städtische Schulen und städtische Krankenhäuser — das sind die Zeichen einer neuen Zeit, die langsam in den Städten sich vorbereitet. Der moderne Staat bahnt sich hier an, der, durchaus national-weltlichen Charakters, die selbständige Bedeutung und den eigenen Wert des weltlichen Lebens in sich verkörpert und alle Gebiete des menschlichen Lebens, mit Ausnahme des religiösen, für sich in Anspruch nimmt.

Tiefgreifende Änderungen hat die städtische Kultur in Lebensstimmung und Weltanschauung des werdenden Mittelalters hervorbringen müssen. Es könnte scheinen, als löse sich, in den Städten wenigstens, in ruhiger, selbstverständlicher Entwicklung ein Neues vom Alten ab, als sterbe die mittelalterliche Weltanschauung von innen her ab, unrettbar verloren in der veränderten Welt. Das wäre doch eine irrige Annahme. Denn einmal: der Katholizismus besaß trotz aller Fäulnis in Kirche und Kurie, trotz alles Widerstreits von Kirche und Leben, noch eine Fülle von Lebenskräften. Noch heute ist er nicht nur die Religion der romanischen Völker, sondern weist auch in unserem Volke eine unverbrüchliche religiöse Kraft auf. Noch heute, nach 400 Jahren, wäre es sehr gewagt und voreilig, von dem Absterben des Katholizismus zu reden.

Und wie war die deutsche Welt doch trotz allen Hasses gegen die Kurie, trotz des bedrohlich wachsenden Zwiespalts zwischen kirchlichem System und bürgerlichem Leben noch gewöhnt, in dieser Kirche die geistige Mutter zu sehen! Wie war diese Kirche noch immer eine soziale Macht von unvergleichlicher Bedeutung! Und die Deutschen hätten nicht Deutsche sein müssen, um sich leichten Herzens innerlich von dieser Kirche lossagen zu können, die das ehrwürdige Erbe langer Jahrhunderte für sie bedeutete. Unmöglich war für sie der Ausweg, den so viele in den romanischen Völkern wählten: sich äußerlich der Kirche zu beugen, in frivolem Spott über sie sich schadlos zu halten und das Leben möglichst ohne Religion einzurichten.

Drückend liegt das Lebensproblem auf den Menschen des 14. und besonders 15. Jahrhunderts. Von dem krankhaften Zwiespalt in ihrem Innern redet die Geschichte jener Tage deutlich genug. Eine derbe Reaktion gegen die von der Kirche gepredigte Askese greift Platz. Es ist, als werde die Welt der Sinnenfreude jetzt erst entdeckt, mit so durstigen, gierigen Zügen genießt man sie. Die Natur rächt ihre lange Unterdrückung, zeigt rücksichtslos nun ihre Macht, ihr Recht. Aber mitten im Taumel der Weltlust wird dann die todbange Frage nach der Seelen Seligkeit wach. Neben der völligen Hingabe an rastlose Erdenarbeit und ungezügelte Erdenlust steht die Weltflucht in ihrer schroffsten Form.

Wie, wenn die Kirche doch Recht hatte? Wenn dieses gesteigerte Weltleben die Menschen doch von Gott abführte, die arme Seele um ihr ewiges Heil betrog? Diese schwer lastende Frage gibt den letzten Zeiten des Mittelalters ihr Gepräge. Da ziehen die Scharen der Geißler durch Deutschland mit ihrem eintönigen Gesang und ihrer grausamen Selbstpeinigung. Ein krankhafter Wallfahrtsdrang bemächtigt sich der Gemüter. Von der Straße, der Werkstatt, dem Felde weg eilen Tausende den vorüberziehenden Wallfahrern nach, die zu irgend einer Gnadenstätte pilgern. Jene entsetzlichen Kinderwallfahrten begegnen uns. Die Zahl der Gnadenstätten, der Heiligen und Nothelfer, der wundertätigen Bilder, der Reliquien, Amulette, heiligen Kreuze wächst ins Ungemessene. Der Teufels- und Dämonenglaube nimmt unheimliche Gestalt an.

Eins tut dieser Zeit not: daß ihr die Brücke zwischen Gott und der Welt geschlagen wird. Sie bedarf der Gewißheit, daß diese reich entwickelte weltliche Kultur wohl nicht kirchlichen, aber göttlichen Ursprungs und Rechtes ist.

Luther gab seiner Zeit, was sie brauchte. Er brach der national-weltlichen Kultur freie Bahn, indem er ihren vor Gott geltenden Wert entdeckte. Luther ist in höherem Sinn ein Entdecker als die Weltumsegler seiner Tage. Er entdeckte die Erde neu als die von Gottes Odem allüberall durchwehte Stätte, die für den Menschen gottgeschenkte Güter und gottgewiesene Aufgaben in unerschöpflicher Fülle birgt, die also seinem Leben Inhalt, Wert und Richtschnur gibt. Aus altem Bauerngeschlecht, dem Boden entstammend, der so trotzig lange sich wider das römisch-kirchliche Christentum gewehrt hatte, kommt er dann in nahe Berührung mit der neu erwachsenen städtischen Kultur und Bildung. Auch ihn faßt der innere Zwiespalt seiner Tage hart an. In der Klosterzelle kämpft er den Kampf zwischen der geheiligten Überlieferung und dem aus Volks- und Eigenart in ihm Erwachsenen. Erschütternd war dieser Kampf selbst für ihn, den starken, seiner selbst gewissen Willensmenschen; ein Beweis, wie drückend schwer der Konflikt auf jener Zeit im ganzen lag. Aber in diesem Starken siegt das Eigene; in diesem echten Volkssohn Volksart über fremde Art. Er greift in die eigene Brust, um das Evangelium seinem Volk zu deuten. Und eine Riesenaufgabe stellt er seinem Volke: die Übersetzung der römisch-kirchlichen Religion und Kultur ins Deutsche, eine Aufgabe allzugroß, als daß sie in seinen Tagen hätte abgeschlossen werden können. In Luther beginnt das deutsche Volk ganz und gar auf eigenem Boden mit eigenen Mitteln sein Leben zu bauen. In Luther erklärt Deutschland sich mündig gegenüber seinem Erzieher, gegenüber Rom. Das ist Luthers bleibende Bedeutung in der Geschichte der deutschen Kultur.

---

inneren Not aufrecht erhalten, war ihr Glaube, ihre demütige Ergebung in den göttlichen Willen. Es lebte in ihr die kraftvolle Eigenart des hugenottischen Charakters, die Standhaftigkeit (l'endurance) und der Glaubensheroismus. Die Hoffnungen des Glücks, die Bequemlichkeiten der Erde, den Genuß der Welt — dies alles hatte sie dahingegeben — um Gott allein die Ehre zu geben. Sie war eine Märtyrerin ihres Glaubens, eine Zierde der „Kirche der Wüste". Wir schauen empor zu ihrem Heldentum, zu dem weltüberwindenden Leben, das der christliche Geist in ihr entzündet, zu ihrer durch das Feuer der Leiden geläuterten Persönlichkeit. Schon ihre Zeitgenossen haben sie mit Liebe und Verehrung überhäuft, als sie zur langentbehrten Freiheit zurückkehrte. Sowohl in Frankreich wie im Ausland schenkten die Gläubigen ihr ihre Sympathie. Man entdeckte es, schreibt ein französischer Geschichtschreiber, mit Verwunderung und mit einiger Beschämung für unser Vaterland, daß die edle Dulderin von der wallonischen Gemeinde zu Amsterdam eine jährliche Unterstützung von 200 Lire empfängt.

Ruhig verbrachte Marie Durand ihre letzten Lebenstage. Sie fuhr fort mit Paul Rabaut Briefe zu wechseln; sie bezeugte in rührender Weise ihren Wohltätern ihre Dankbarkeit. In ihrer edlen Gesinnung gab sie sogar einen Teil der ihr geschenkten Pension einem Manne, der auf den Galeern gefangen war, Namens Chambou. Noch über 10 Jahre genoß sie die Freiheit — glücklich in dem Bewußtsein, beides, was sie im Gefängnis so sehr beunruhigt hatte, wieder gefunden zu haben: ihre Wohnung und die Freiheit ihres Gewissens.

Karl Lamb.

Mit weltoffenem Sinn und starkem nationalen Empfinden haben die echten Erben seines Geistes in unserem Volk stets gearbeitet und so wollen auch wir arbeiten.*) Rahlwes.

Moderne Weltanschauung in ihren Werken.

I.

Jedes Jahr blühen die Bäume, jeden Herbst schwellen die Früchte. Aber nur ein Kind kann meinen: der Baum dort sei derselbe wie im vorigen Jahre, und was aus seinen Zweigen bricht, immer das alte Spiel. Der Baum steht nicht an demselben Ort heut wie gestern, nicht im Weltall, nicht auf der Erde. Von seinen tausend Blüten ist jede neu, keine jemals dagewesen. Und doch ist etwas Gemeinsames da, daß wir das Alte im Neuen wiedererkennen. Es ist gar nicht so leicht zu sagen, was das ist. Falsch ohne Zweifel ist das Wort: „Alles schon dagewesen." Aber richtig ist dies: Es ist alles schon einmal „anders" dagewesen.

Der Baum der Menschheit steht in Blüte, indem er eine Weltanschauung zeitigt. Dies ist das Höchste, was er hervorbringen kann. Man sagt, es sei wieder einmal ein Frühling da. Und man benamt ihn diesmal: „Moderne Weltanschauung." „Modern" ist ein nichtssagendes, häßliches Wort. Es klingt nach der launischen Willkür des Tages, die den Geschäftssinn zum Vater und die Eitelkeit zur Mutter hat. Aber das Wort ist heute wohl unvermeidlich. In hundert Jahren wird man ein besseres gefunden haben. Es gehört ein geschichtlicher Abstand dazu, um eine Weltanschauung in einen Rahmen zu fassen. Könnten wir die heutige schon benennen, so wäre sie nicht mehr „modern". Und so lassen wir diese leere Ziffer vor der Weltanschauung unseres Geschlechtes stehen und sagen nur: Sie ist modern. — Damit ist also nicht gesagt, daß sie neu sei, „neu" in dem reinen Sinne, den die Welt nicht kennt; sondern nur, daß nach aller menschlichen Voraussicht etwas an ihr neu sein wird. — Damit ist auch nicht gesagt, daß diese Weltanschauung ein Fortschritt wäre über irgend eine frühere hinaus. Daß wir doch endlich von dem alten Wahne ließen, der Fortschritt der Menschheit, soll heißen der Völker europäischer Abkunft, sei eine geschichtliche Tatsache — während er doch vielmehr ein Glaube ist, ein religiöser Glaube, so logisch unbeweisbar, so übernatürlich, so fantastisch, wie nur eine Religion sein kann. Oder wage mich zu dem Schlusse zu zwingen, die Linie der Menschengeschichte führe aufwärts, nicht abwärts, sei nicht ein Kreis, nicht eine Spirale, nicht verschlungen zu sinnlosem Knäuel — versuche mich das zu lehren, du heißest Hegel oder Schopenhauer oder Nietzsche: so stehst du schon jenseits der Welt, die man sieht, diesseits von Gut und Böse und bist auf dem geraden Wege zur Theologie. — Aber diesen Weg wollen wir jetzt vermeiden, nicht von wahr und falsch, gut und böse, vorwärts und rückwärts reden, nicht urteilen, sondern einfach darstellen „moderne Weltanschauung". Freilich, so einfach wie man denken möchte, ist das nicht. Kein Buch der Bücher gibt es, das sie enthielte. Ja, ich vermute, die meisten unter uns, auch die sich zur modernen Weltanschauung gläubig bekennen, würden kaum im stande sein, uns in wenigen Worten oder in vielen zu sagen, worin sie eigentlich besteht. Das soll kein Tadel sein. Denn es ist außerordentlich schwer, eine Weltanschauung zu formulieren. Haben es doch die Christen bis auf diesen Tag noch nicht zustande gebracht. Die Formeln christlicher Weltanschauung, die man gebildet hat, genügen nicht, können niemals genügen. Kein Wunder. Weltanschauung ist Geist, feinster Geist, der sich dem spröden Wort entwindet; Blütenhauch, der über dem Baume der Menschheit schwebt. Es gibt, soviel ich sehe, kein anderes Mittel, sie zu fassen, als das seit alter Zeit bewährte: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Im Menschen allein ist sie lebendig da. Zeigt uns einen Menschen, von jenem Geist erfüllt; laßt sehen, was er wirkt und schafft, und wir haben seine Weltanschauung in sinnenfälliger Gestalt. Ich denke dabei nicht daran, die sittliche Lebensführung derer, die sich „Moderne" nennen, zu untersuchen — ein unsicheres Beginnen, denn wieviele haben den Mut, nach ihrer Weltanschauung zu leben, wie viele die Kraft, ihr Tun und Lassen zum Spiegel zu machen dessen, was sie denken! Ich habe auch nicht vor, Aeußerungen über die moderne Weltanschauung zusammenzutragen — das hieße, aus zweiter Hand nehmen, was man aus erster allein sicher gewinnt. Ich meine, am sichersten erkennt man den Geist einer Zeit aus dem, was er unmittelbar, mit Geistesurkraft und absichtslos erzeugt, und das sind zu allen Zeiten die Werke der Kunst gewesen. Moderne Weltanschauung in diesen ihren Werken zu finden, sei darum versucht. Sehr zu statten käme es uns freilich, hätten wir einen Künstler, in dessen Schöpfungen sich der Geist dieser Zeit allgewaltig verkörperte, wie Homer uns die Götter Griechenlands offenbart und Dante das Mittelalter Italiens. Wohl haben wir einen, aus dessen Brust alle Stimmen der Gegenwart klingen — wir reden noch von ihm — aber er steht doch zu weit rückwärts in vergangener Zeit, als daß wir ihn unter die Modernen zählen dürften. Treten wir lieber ein in das Pantheon heutiger Kunst, damit niemand uns vorwerfe, wir hätten das Neue und Neueste übersehen, als wir ergründen wollten, wie sich die Welt in heutigen Köpfen malt. Da ist es mir, als läse ich über dem Portal jenes Geisteстempels die Verse, die einst romantisch waren, heut aber erst voller Ernst geworden sind:

„Süße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand wie ein Kind am Gängelband.
Ach, wie wohl ist mir bei dir, will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur, süße, heilige Natur!"

Da schimmert und flimmert es rings, das bunte Farbenspiel, die tausend Reflexe der Welt, wie sie durch das Medium menschlichen Auges und menschlicher Hand hindurchgegangen und mit dem Pinsel festgehalten sind: eine noch niemals gesehene Fülle der Gesichte, für die frühere Zeitalter kein Auge hatten. Da sind Mischungen, Kontraste, Übergänge, zarteste Andeutungen des beinahe Körperlosen, schreckhafte Lichter, die ein Heer von Stimmungen über uns jagen. Da dehnt sich die Worpsweder Heide wie ein Traumland, trübe und schwer darüber der Himmel, ein halb geöffnetes Auge. Daneben sprühen die Farben südlicher Sonne, die ein Achenbach gesehen. In dem Meere der Farben ertrinken die festen Umrisse. Denn es gibt in der Natur keine solchen. Die Linie ist am Ende nur ein Abstraktum der Mathematik. Es ist alles Farbe, Licht, unendliches Leben. In diesem All ertrinkt auch die Menschengestalt, löst sich auf als ein Akkord unter vielen in die große Symphonie. Ein Liebermann stellt Menschen in die Atmosphäre hinein, wie in ihr Element. Die Natur ist nicht mehr nur Staffage des Menschen, sondern der Mensch ein Stück der Natur: ob zwei Reiter auf scheuen Pferden durch die graue Brandung steuern, oder gebeugte Landarbeiter den Spaten zwischen die dampfenden Schollen stoßen, oder ein einsamer Dorfgänger mit verwittert strengem Gesicht gegen die Düne sich hebt — der Mensch gehört immer in seine Welt wie ein notwendiges Gewächs. — Und dabei sind es oft kleine und kleinste Bruchstücke der Welt, die der Maler so reflektieren läßt. Einst suchte er nach großen Vorwürfen, die seines Pinsels würdig wären und der göttlichen Musen. Heute ist nichts unbedeutend, nichts verächtlich. Ein Leistikow wird nicht müde, die Reize märkischen Kiefernwaldes, den Rythmus seiner Wipfel, den Spiegelglanz seiner Seeen zu wiederholen. Eine Windung des Baches, über den verkrüppelte Weiden sich bücken; ein weißer Birkenstamm, den der Rahmen oben abschneidet, ein einziger Eindruck, wie er bei einem Augenaufschlag erscheint, gibt schon ein Bild, eine volle Stimmung. Daß eine Ruine, ein zerfallenes Bauernhaus „malerisch" seien, wußte schon die Romantik. Daß auch ein Kaffeegarten voller gleichgültiger Menschen es sein kann, lernte man jetzt. Was ist gewöhnlich? was ungewöhnlich? In der Natur ist alles der tiefsten Beachtung wert. Was ist schön? was ist häßlich? gib es so wieder, wie die Natur es gibt, und du bist ein Künstler. Aus der ernsten Liebe zum Alltäglichen,

*) Eine eingehendere Darstellung der Kulturbedeutung der deutschen Reformation findet sich in des Verfassers Schrift: Die Reformation als Kulturkampf. Berlin, Schwetschke & Sohn. M. 1,20.

aus dem Respekt vor dem Kleinsten wächst Adolf Menzels Kunst hervor. — Und wie die Maler malen, so bilden die Gestalter von Erz und Stein. Wo sind die weichen, glatten Formen eines Canova und Rauch geblieben, wo die „klassischen" Linien Thorwaldsens? „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei", unstilisierte Menschen, Einzelwesen mit allen Narben und Furchen, die das Leben prägt. — Und die Dichter stimmen in diesen Chor ein. Wie hellhörig und feinfühlig sind sie geworden für all das unermeßliche Leben, das im Träumen und Wachen, im gesunden und krankhaften Zustande in alle unsere Sinne dringt, die Nerven durchläuft, und Gedanken nicht nur, halbe, tausendstel Gedanken, klare und dunkle Gefühle bis zum schlechthin unbewußten Triebleben in uns auslöst! Wie reich die Welt ist, nicht nur auf den Höhen des Lebens, auch in seinen Winkeln und Schründen — so hat man es noch nie gewußt. Nicht nur Fürstenpaläste und Schlachtfelder, auch die Hütten schlesischer Weber, russische Nachtasyle und französische Bergwerke haben ihre erschütternde Poesie. Und überall der Mensch wie des Grases Blume sich entfaltend auf dem Fleckchen Erde, dahin der Wind das Saatkorn seines Daseins getragen, gebildet aus den physischen und geistigen Stoffen seiner Umwelt, aus ihr hervortauchend nur wie das Bas-Relief aus seinem Gestein. Das ist die Kunst der Lebensschilderer, die man Naturalisten nennt. Daher sie auch gern in die soziale Sphäre sich begeben, in der die Abhängigkeit des Einzelnen von seiner wirtschaftlichen Lage am augenfälligsten ist, wo er geistig und moralisch am meisten unter dem Drucke steht, wo der Mensch als Masse den Menschen am stärksten unterjocht. Und dieser eine große Zusammenhang von Welt und Mensch, dieses All-in-Einem und Eins-in-Allem ist auch der Grundton heutiger Musik. Die strengen Formen klassischen Tonsatzes, das Gleichmaß von Takt und Tonart genügt nicht mehr, das Chaos von Tönen zu fassen, das die Welt durchwogt und nach Gestaltung ringt; in unerhörten Klangwirkungen, schwer sich lösenden Dissonanzen flutet es dahin, eine ewige Melodie, in der auch die Menschenseele verklingt, ausatmet wie der Geist des Buddhagläubigen ins Nirvana. So zerfließen die liebenden Tristan und Isolde, so wird dem Erlöser Parsifal Erlösung zu teil. — Diese tiefe Sehnsucht zur Natur greift sogar hinüber in die angewandten Künste, spiegelt sich in Kunstgewerbe, holt sich aus der unerschöpflichen Welt neue Formen und Symbole, stimmungweckende, Zweck und Umgebung ohne Willkür und Künstelei in sich verbindende. Daß wir es alles zusammenfassen: Die moderne Kunst steht, wie in dem Bilde Böcklins Dichtung und Malerei am Springbrunnen im Frühlingshain. Aus der Mutter Erde quillt er herauf und sonnt sich im Lichte, der Born des Lebens, aus dem die Dichtung trinkt, dessen Regenbogen die Malerei auf ihrer Palette wiederzugeben trachtet. Oder um ein älteres Bild zu brauchen: der moderne Künstler steht auf Bergesgipfel, um ihn die Welt und ihre Herrlichkeit, und breitet wie der junge Goethe die Arme aus: „All! all!" Es ist die Weltanschauung des Monismus, die seine Seele füllt. Kunst und Natur sind eins, denn es gibt nichts außer dem, was wir Natur nennen. Gäbe es etwas, wir könnten es doch nicht wissen, es kümmerte uns nicht. „Die Götter sind tot", so predigt Max Klinger in allen seinen Werken und führt uns zuletzt vor seinen Beethoven: Sehet, auch der höchste, der Himmelsgott ist nicht mehr. Auf seinem herrenlosen Throne findet der olympische Adler, da er von weitem Fluge zurückkehrt, einen neuen Herren sitzen: den Menschen, den dürftigen Sohn der Erde, der doch so hoch sich geschwungen hat, da er der Einzige ist, der das Schicksal — nicht meistert, aber wenigstens sieht, den bohrenden Blick in die Ferne gerichtet. Und ist kein andrer Gott: auch in Böcklins Welt nicht, des großen Naturphantasten; auch in Gottfried Kellers Lyrik nicht, der am Züricher See lustwandelt, keine seraphische Ode eines Klopstock in seiner Brust, sondern mit dem Auge trinkend „von dem goldnen Überfluß der Welt". Sich eins fühlen mit ihr, die unser aller Mutter ist, der Erde und dem unermeßlichen Dasein, von dem sie ein Bruchteil ist — das ist Friede, Erhebung, Seligkeit. Sich mit der Natur entzweien ist Lüge, Widersinn, Verderben. Es ist „über die Kraft", sagt Björnson.

Görlitz. Nithack-Stahn.

Die päpstliche Sedisvakanz.

Auf einer zu kunstgeschichtlichen Zwecken nach Italien unternommenen Fahrt tönte mir beim ersten Betreten des italienischen Bodens am 20. Juli die Botschaft vom Tode Leos XIII. entgegen. So nahe bei Rom zog es mich unwiderstehlich dorthin, und Mittwoch, 22. Juli, in aller Frühe stand ich auf dem Platze vor St. Peter, um aus der nächsten Nähe die Physiognomie der ewigen Stadt anläßlich eines päpstlichen Thronwechsels, soweit möglich, kennen zu lernen. Kaum hatte ich die gewaltige Renaissancehalle, die so wenig religiöse Empfindungen auslöst, betreten, als mich ein Führer — halb wider Willen — zum Grabe St. Peters geleitete. Um vier Soldi öffneten sich dort die Pforten, ein custode schob auch die innerste Tür zurück, hinter welcher der kleine Reliquienschrein geborgen ist, der Roms Anspruch auf Weltherrschaft in erster Linie begründen und verbürgen soll. In orientalischer Weise glühen rings von der Ballustrade 87 Öllampen um dies größte Heiligtum des abendländischen Katholizismus her, dem ich freilich als Protestant mit größtem Skeptizismus gegenüberstand. Viele Umstände werden dort in Rom nicht gemacht. Der Führer geleitete mich zu meinem Erstaunen sogleich in die Sakristei, wo ein ganzer Schwarm wälscher Monsignori und Priester summend durcheinanderlief. Gegen weitere Soldi öffneten sich dort die Türen der Schränke, welche den kostbaren Kirchenschatz von St. Peter verschließen.

Die Aufbahrung der päpstlichen Leiche war für den folgenden Tag anberaumt. Mittlerweile bot sich Gelegenheit, das römische Stadtbild daraufhin zu prüfen, wie sich in ihm der Todesfall spiegelte. Das Ergebnis war erstaunlich. Von irgend welcher Trauer, wie sie sich etwa in Berlin, beim Tode des Kaisers, zeigen würde, vermochte ich nichts zu entdecken. Das meiste, was in der „Kölnischen Volksztg." und ähnlichen Blättern über die Trauer in Rom geschrieben stand, entspringt der klerikalen Reporterphantasie. Von Trauerfahnen und Emblemen war nirgends etwas zu bemerken, schwarze Trauerränder brachten ausschließlich nur die drei klerikalen Zeitungen Roms — hierin dem protestantischen Amtsblatt in Wittenberge unähnlich. Die Theater spielten am Mittwoch, zwei Tage nach dem Abscheiden, ganz wie gewöhnlich! Nur am Todestag selbst sollen sie auf Wunsch der Staatsregierung ihre Vorstellungen abgesagt haben. Eigentlich nur im Borgo, im leoninischen Viertel um den Vatikan, fand ich mit einiger Häufigkeit den Anschlag an Auslagefenstern „Chiuso per lutto mondiale", womöglich war aber nur das Fenster geschlossen, die Tür aber offen. Bei Geschäftsleuten, die mehr oder minder vom Vatikan und dem damit verbundenen Frömmigkeitsapparat abhängig, zum großen Teil Devotionalienhändler sind, gerade keine allzu imponierende Trauerkundgebung! Rom ist die sonntagsloseste Stadt, die mir je begegnet ist. Im Gegensatz sogar zu andern italienischen Städten, läßt auch am Sonntagnachmittag der Werktagstrubel kaum merkbar nach. Ein unselig Volk, das Feier und Stille nicht kennt! Ebensowenig aber macht auch der Tod eines Papstes einen Einschnitt. Gleichgültig flutet die Menge weiter. Welche Bedeutung höchstens der Todesfall haben kann, zeigte ein Blick in die skandalösen staatlichen (!) Lottobureaus, wo die Lottonummer „Morte di papa" zu öffentlichem Gebrauch angeschlagen war.

Wie aber benimmt sich dies päpstliche Rom im Angesicht der „Salma di papa", dem Leichnam des Pontifex, dessen Füße noch einmal zu küssen ein Vorrecht der Römer bildet? Das sollten mir die folgenden Tage lehren, und was ich sah, war mir ein noch viel Überraschenderes, als der allgemeine Eindruck, den Rom in jenen Tagen bot. Beim Tode König Alberts von Sachsen weilte ich in Dresden und war Zeuge des gewaltigen Andrangs zur öffentlichen Aufbahrung des Monarchen. Der Zutritt hätte dort mit so langem Warten erkauft werden müssen,

daß der Versuch, mich in den Menschenmauern mit fortschieben zu lassen, alsbald wieder von mir aufgegeben wurde. In Rom dagegen führte mich der Weg dreimal an der Peterskirche vorbei, jedesmal öffnete sich in wenigen Minuten der Zugang zur unmittelbaren Nähe des Katafalks! Natürlich haben sich viele Tausende die Sache angesehen, aber wenn nur der dritte Teil Roms gekommen wäre, ganz abgesehen von der Campagna, so hätte täglich der Petersplatz gedrängt mit Menschen sein müssen. Es war aber hier nur wie ein ganz gewöhnliches Schauspiel. Und die Menschen, die da vorüberzogen, sie verhielten sich ja ruhig und anständig, aber irgend welche religiöse Ergriffenheit, irgend ein Gefühl, dem ähnlich, mit dem etwa der alte Heldenkaiser zum letztenmal begrüßt wurde — nichts, nichts! Dieser in der Presse vergötterte Leo, ein Gemütsband hatte er nicht geschlungen zwischen sich und dem Volke Roms, das zeigte die Ausstellung seiner Leiche jedem Sehenden.

Doch versuchen wir den Eindruck zu schildern, den die Aufbahrung hervorrief. Durch roh gezimmerte Schranken war die ganze Kirche in drei Längsstreifen abgeteilt. Lange Ketten italienischer Soldaten — Infanterie und Bersaglieri, große, schöne Leute, leiteten zum Zugang zur rechten Seitentür des Doms. Im Innern grüßten abermals die Farben des kirchenräuberischen Staats auf den Dreimastern der königlichen Gendarmen, die in großer Zahl dort aufgestellt waren, entsprechend der Anschauung, daß die Kirche nicht exterritorial sei. Eigentümlich berührt es, daß der Vatikan selbst innerhalb seines wichtigsten Heiligtums sich von einem Staat beschützen läßt, der offiziell für ihn gar nicht existiert. Seitens des Staates war die Mobilmachung einer ganzen kleinen Armee für den Bewachungsdienst während der Trauerzeremonien und des Konklaves wohl im Hinblick auf die Ausschreitungen verfügt, die während der endgültigen Bestattung Pius IX. erfolgten. Hat doch damals eine erbitterte Menge den Leichenkondukt insultiert, wie eine Inschrift am Grabe Pius' IX., das für $2^1/_2$ Millionen Lire in St. Lorenzo errichtet ist, besagt.

Auch während der Aufbahrung Pius IX. wurde die Leiche von Bubenhand des Pantoffels, den zu küssen das Volk gewohnt ist, beraubt. Aus diesem Grunde und wegen des vorgeschrittenen Verwesungsprozesses war die Leiche Leos XIII. einen Meter weit vom Gitter der Sakramentskapelle abgerückt. Die Aufbahrung war, sehr im Gegensatz zu dem sonst den Papst umgebenden orientalischen Pomp, denkbar einfach. Kein Bischof konnte schlichter zur Schau gestellt sein, und die Tracht eines einfachen Bischofs war es auch, welche die auf ein Minimum reduzierte Leiche bekleidete. Das Gesicht war „mit allen Künsten der Plastik" zurechtgemacht worden, wirkte trotzdem in seiner gelb-rötlichen Färbung sehr unerfreulich. Zu beiden Seiten des Katafalks waren zwischen wenigen Kerzen je zwei päpstliche Nobelgarden mit gezogenem Degen aufgestellt, im Hintergrund noch einige Schweizer in ihrer mittelalterlichen Landsknechtstracht.

Ebensowenig feierlich wie die Aufbahrung verlief die vorläufige Beisetzung am Sonnabend in einen täuschend wie Marmor imitierten Pappdeckelsarkophag im linken Seitenschiff, von wo später die Überführung nach St. Giovanni im Lateran, der alten „Hauptkirche der Christenheit", stattfinden soll.

Mit Leo XIII. ist, wie ein römischer Kenner der Sachlage mir versicherte, eine wahrhaft königliche Herrschernatur, der geborene Souverän, dahingegangen. Worin eigentlich seine außerordentlichen Verdienste bestanden haben, außer in einer sehr umsichtigen Diplomatie, das erfahren wir freilich trotz aller Lobeshymnen nie recht. Allen großen Problemen, vor die sein Pontifikat gestellt wurde, das soziale, das biblisch-dogmatische, das französische ꝛc. ist der Dahingeschiedene, soweit er nicht den extremen Standpunkt vergangener Jahrhunderte betont hat, mit einem Ozean von alles und nichts besagenden Phrasen zu Leibe gegangen. Ein streng ultramontaner römischer Geistlicher, Vorgesetzter eines römischen katholischen Missionsinstituts, sagte mir während eines längern Eisenbahngesprächs (noch vor dem Konklave): die Kirche brauche nun einen bon sacristan als Papst. Damit ist wohl die beste Kritik des verstorbenen Papstes gegeben, indem der letztere mehr Diplomat als Priester war. Inwiefern aber gerade Rom einen solchen „Sakristan" braucht, entnahm ich den Mitteilungen jenes wackern Mönchs. Alle die unglaublichen Auswüchse eines finstern, aber sehr rentabeln Aberglaubens (S. Praeputium in S. Giovanni; Madre „di partu" in S. Agostino; Scala santa; der „culto" der heiligen Ketten Petri in Maria sopra Minerva ꝛc.) nahm er in Schutz. Aber von sich aus sagte er, die geradezu entsetzlichen religiösen Zustände in Rom selbst zugebend, es sei ein Volk ohne Bischof, ohne Pfarrer. Ohne Bischof, denn Bischof von Rom sei der Papst und der Papst werde durch die Regierung der Weltkirche von der Beschäftigung mit stadtrömischen Angelegenheiten abgezogen. Ohne Pfarrer, da die römischen höheren Geistlichen durch die Karriere an der Kurie von der Seelsorge abgehalten würden. Roms Volk wachse ohne Religionsunterricht auf! Religionsunterricht werde nur von einigen von ihm benannten ausländischen Ordensgemeinschaften erteilt. Für den Mangel an Seelsorge und Unterricht bietet eben die Pflege eines wüsten Aberglaubens und das sinnlose Geplärr des Chordienstes keinen genügenden Ersatz.

Ob Pius X. der ersehnte bon sacristan sein wird? Die auch dem Gegner schuldige Gerechtigkeit gebietet uns zuzugeben, daß jenes Wort fast eine Weissagung war auf die erfolgte Wahl des Bauernsohnes Sarto. In dichten Schwaden stiegen bereits die Weihrauchwolken aus den Spalten auch der kirchenfeindlichen Presse zu ihm empor. Mit diesen Nebeln haben sie die einzigen wirklich feststehenden Tatsachen verhüllt, daß Papst Pius X. in seiner wichtigsten prinzipiellen Kundgebung als Patriarch von Venedig die gemäßigten Klerikalen „verkappte Feinde", viel mehr angesteckt als die offenen Feinde, „befleckt mit dem Liberalismus" genannt hat, daß er nicht bloß den großen religiösen Fragen völlig ferne steht, sondern auch ein ausgesprochener Gegner der „Neuerer" ist.

Mit Freude werden wir es begrüßen dürfen, daß Sarto, nicht Rampolla Papst wurde, daß die kirchliche, nicht die politische Richtung zum Siege gelangte. Eine wirkliche Änderung der grundlegenden Tendenzen der Kurie erscheint aber völlig ausgeschlossen. Getragen von der tiefeingewurzelten Bigotterie weiter Kreise der italienischen Bevölkerung, die im Grunde nichts ist, wie das uralte Heidentum mit christlichem Firnis, die im Papste zwar nicht einen Gegenstand der Liebe und des Vertrauens, aber den großen Zauberer sieht, den man respektieren muß, getragen von der blinden Reklame des Liberalismus, muß das Papsttum sein Geschick vollenden in den einmal vorgezeichneten Bahnen. Keiner wird Papst, das gilt auch vom neuesten Papst, der nicht unzweideutige Beweise einer scharf intransigeanten Gesinnung gegeben hat. Aber mag auch ein einzelner Papst edle, liebenswerte Eigenschaften haben, — für Pius X. trifft dies nach der großen Anhänglichkeit seiner früheren Diözesankinder zu, — der Papst als Träger des hierarchischen Gedankens einer widerchristlichen Mittlerstellung zwischen Gott und Menschen kann nicht anders als seinen Beruf erfüllen: zum Unheil der Welt! O. H.

Umschau.

(Mark.) Ein starkes Stück evangelischer Selbstverleugnung, mit andern Worten: eine unverzeihliche Verleugnung evangelischer Würde gegenüber feudalen und ultramontanen Machtfaktoren hat sich dieser Tage der kgl. preußische Superintendent der Diözese Forst i. d. Mark geleistet. Er hat den evangelischen Geistlichen seiner Diözese, soweit sie unter dem Patronat des katholischen Grafen Brühl stehen, zugemutet, sich zur Begrüßung des jungen Herrn Grafen bei seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise auf dessen Stammsitz mit anderen gräflichen Beamten zusammen einzufinden. Wohlgemerkt: nicht den derzeitigen Patronatsinhaber galt es zu begrüßen, sondern dessen Sohn, der vor kurzem geheiratet, und dessen Verdienste sich bis jetzt in irgend einer Reserveoffizierscharge bei einem Kavallerieregiment zusammenfassen ließen. Die Sache kam für die beteiligten Geistlichen auf eine Art „Spalierstehen im Talar" heraus; die Behandlung seitens des „erlauchten Herrn" soll

denn auch eine ziemlich angemessene gewesen sein; er hat, soviel wir wissen, bei der Durchfahrt durch die Reihen der „huldigenden" Getreuen den Wagen auch dann nicht verlassen, als die Reihe an seine allergetreusten Pastoren kam, und hat sie auf diese Weise besser und angemessener, als dies ihr Superintendent etwa hätte tun können, darüber belehrt, wie sie sich in Zukunft zu verhalten haben. Übrigens sollen doch nicht alle in Frage kommenden Pastoren der Diözese den traurigen Mut gehabt haben, dem oberhirtlichen Ukas Folge zu leisten. Vielleicht nimmt das Konsistorium der Mark daraus noch Veranlassung, diesen unbeugsamen Vertretern des evangelischen Pfarramts, die sich so wenig in die Zeitforderungen zu schicken verstehen, die eigensinnigen Köpfe zu waschen. Vielleicht aber auch kommt diesmal — ausnahmsweise — ein kgl. Superintendentenkopf in die Wäsche. Schaden täte es wahrlich nichts, wenn wir zur Abwechslung statt der den Gemeinden unbegreiflichen Lehrprozesse einmal einen wegen offenkundiger Preisgabe evangelischer Interessen erlebten.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Evangelischer Bund. In Ulm werden bei der Generalversammlung zwei große öffentliche Abendversammlungen stattfinden. Die Versammlung im Saalbau unter Vorsitz von Reichstags- und Landtagsabgeordneten Dr. Hieber wird Pfarrer Fikenscher-Fürth einleiten mit einem Vortrag über „Zeichen der Zeit im Lichte des Protestantismus". Sodann folgt Prof. D. Arnold-Breslau mit dem Thema: „Protestantisches Leben in den Vereinigten Staaten". Schließlich spricht Superintendent D. Meyer-Zwickau über den „Jesuitenorden und die deutsche Volksseele". Gleichzeitig findet in den Sälen auf der Wilhelmshöhe unter Vorsitz von Dekan Dr. Köstlin-Backnang eine zweite Versammlung statt. Hier sprechen Dekan Dr. Wurster-Blaubeuren über „Die Zukunft, unsere Sorge und unsere Hoffnung", v. Vilis-Berlin: „Vom Ansiedelungsfelde in den deutschen Ostmarken", Pfarrer Schweitzer-Straßburg: „Bilder aus dem Elsaß".

Der **Verbandstag deutscher Pfarrervereine** tagt in Coburg. Der Regent hat ihn begrüßt und dabei geäußert, daß an dem Gedanken des Zusammenschlusses der Landeskirchen festgehalten werden müsse. Folgende Resolution wurde angenommen: „Der Verband deutscher Pfarrervereine bittet die Einzelvereine, bei ihren Landessynoden dafür einzutreten, daß dem deutschen Kirchenausschuß ein Organ zur Seite gestellt werde, in welchem die Kirchengemeinschaften in irgend einer Form ihre geordnete Vertretung bekommen, um gemeinschaftlich die Grundzüge für den allgemein als notwendig anerkannten Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen Deutschlands, unter unbedingter Wahrung ihrer Selbständigkeit in Bekenntnis und Verfassung, festzustellen." Dazu kam folgender gegen den Berliner Oberkirchenrat, der in den Verhandlungen aufs schärfste angegriffen wurde, gerichtete Zusatz: „Der Verband hält in letzterem Interesse für nötig, daß die Leitung des Kirchenausschusses selbst nach Wahlperioden unter den einzelnen Landeskirchen wechsle."

Universitäten. Von den Ehrenpromotionen zum Heidelberger Jubelfest sind noch nachträglich zu nennen: Stadtpfarrer Wilhelm Brückner, unser Freund und Mitarbeiter, „der Radikale", wie er in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung genannt wird; die Entdeckerinnen wichtiger altchristlicher Handschriften im Orient Fräulein Dr. iur. Margarete Dunlop Gibson und Fräulein Dr. phil. Agnes Smith Lewis (im Diplom heißt es: „die durch Natur, Liebe und Studium eng verbundenen Schwestern, die die aus dem Sinaikloster und Ägypten beigebrachten, kostbaren christlichen und jüdischen Schriften mit ebenso großem Scharfsinn wie Geduld und Fleiß sorgsam herausgaben, ins Englische übersetzten und dadurch außerordentlich viel zur Erklärung der heiligen Bücher und zur Geschichtsschreibung der altorientalischen Kirche beigetragen und nicht minder durch freigebige Unterstützung zur Begründung einer theologischen Lehranstalt die theologischen Studien gefördert haben"); der Verfasser des Kampfes um die Weltanschauung, Pfarrer a. D. Richard Wimmer in Freiburg; der Präsident des badischen Oberkirchenrats, Friedrich Wielandt und der Pfarrer an der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin, Hagenau, nach der „Ev. Kchztg." als Mitarbeiter an der „Kreuzzeitung". — Professor Friedrich Dieterici, der ausgezeichnete Kenner der Araber und insbesondere ihrer Philosophie, ist im Alter von 82 Jahren in Charlottenburg verstorben.

Der **Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein** hat als zweiten Missionsarzt für die Hospitäler in Tsingtau und Kaumi (Kiautschou) den praktischen Arzt Dr. Wick in Bromberg gewählt; Mitte Oktober wird dieser die Ausreise antreten. — Beim Zentraljahresfest des Vereins am 29. und 30. September in Görlitz hat die Festpredigt am 29. September, 3 Uhr, in der Lutherkirche Kircheninspektor Matz-Breslau übernommen, den Hauptvortrag in der Generalversammlung am 30. September, vormittags 10 Uhr, hält der z. Z. auf Urlaub in der Heimat weilende Missionar Pfarrer Emil Schiller über „Die religiöse Lage Japans". Zu den Abendversammlungen am 29. und 30. September werden als Redner auftreten Prediger Max Fischer-Berlin, Pastor Gebhardt-Hirschberg, Pastor Reidhardt-Hamburg, Professor D. Nippold-Jena und Professor O. Schmiedel-Eisenach.

Der **Kalender des Protestantenvereins „Der Wegweiser"** pro 1904 erscheint in diesen Tagen (siehe heutiges Inserat). Er verdient seines reichen Inhaltes wegen die weitestgehende Beachtung. Wir empfehlen ihn unseren Gesinnungsgenossen besonders zu dem so billigen Partienbezug aufs wärmste.

Protestantisches.

(**Preußen.**) Dem Feldpropst der Armee D. Richter ist das Prädikat Exzellenz verliehen worden.

(**Braunschweig.**) Die „Kölnische Zeitung" vom 19. August berichtet: Der Kampf gegen die geistliche Schulaufsicht, an dem sich erfreulicherweise in der letzten Zeit auch viele Geistliche beteiligen, wird gegenwärtig in Braunschweig mit besonderer Schärfe geführt und hat dort sogar schon ein Opfer gefordert. Der provisorisch angestellte Lehrer Koch ist nach der „Post" wegen seiner entschiedenen Bekämpfung der geistlichen Schulaufsicht in einer Versammlung seines Bezirksvereins von der Regierung aus dem Dienst entlassen worden. Alle Bemühungen, die Strafe zu mildern, haben keinen Erfolg gehabt. Zum Herbst ist die Frage der Schulaufsicht auf die Tagesordnung der Landeslehrerversammlung gesetzt worden. Inzwischen ist auch in Braunschweig eine Gruppe von Geistlichen für die Forderung der Lehrer eingetreten. Die wissenschaftlich-theologische Vereinigung einigte sich in ihrer jüngsten Versammlung auf die Erklärung, daß der jetzige Zustand der geistlichen Schulaufsicht unhaltbar sei und ein neuer Modus geschaffen werden müsse.

(**Rheinland und Westfalen.**) Anmeldungen für Freiquartiere zum diesjährigen theologischen Ferienkursus vom 20.—22. Oktober in Bonn nimmt Privatdozent Lizentiat Dr. Weinel in Bonn (Humboldtstr. 46) an.

(**Pfalz.**) Das Staatsministerium hat die Immediateingabe des Pfarrvereins, die um eine Aufbesserung der Pfarrgehälter ersuchte, mit dem Bemerken abgelehnt, daß die Geistlichen Diener der Kirche und nicht des Staates seien. Die außerordentliche Generalversammlung beschloß eine neue Immediateingabe.

(**Baden.**) Bei Gelegenheit der politischen Aussprache zwischen dem Großherzog und dem Staatssekretär Freiherrn von Richthofen soll auch Kirchenpolitik in Sachen des Jesuitengesetzes und der Männerklöster verhandelt worden sein. Wenn nur da Baden eigene und bessere Wege ginge!

Ausland.

Aus **Deutschböhmen** wird den „Leipziger N. Nachrichten" geschrieben: Auch im zweiten Viertel des laufenden Jahres hat die Los von Rom-Bewegung in den deutsch-böhmischen Gemeinden einen stetigen Fortschritt zu verzeichnen. So sind in den Sprengeln der Ascher und der westböhmischen Superintendenzen augsburgischen Bekenntnisses — diese umfassen die deutschen Gemeinden Böhmens — in dem genannten Zeitraume 342 Personen u. z. 131 Männer, 135 Frauen und 61 Kinder unter sieben Jahren zur evangelischen Kirche übergetreten. Hierzu kommen noch eine erwähnenswerte Anzahl für später zu gewärtigender Übertritte solcher, den übergetretenen Familien angehörenden Kinder, welche zwischen dem siebenten und vierzehnten Lebensjahre stehen und in diesem Alter einen Übertritt gesetzmäßig nicht vollziehen dürfen. Die meisten Übertritte verzeichnen wieder die Gemeinden Aussig (mit Bodenbach, Krammel-Obersedlitz und Türmitz) und Töplitz (mit den Landgemeinden Turn, Graupen, Duz, Karbitz, Klostergrab und Boreslau), welche je 77 Übertritte aufweisen. Es folgen Karlsbad (samt Falkenau, Neudeck und Godau) mit 39, Reichenberg (samt Grottau, Zwickau und Böhm.-Kamnitz) mit 23, Gablonz, samt Predigtstationen mit 16, Trautenau mit 10 Übertritten, u. a. m. Ungeachtet, die zur geistlichen Versorgung aus dem Deutschen Reiche berufenen evangelischen Vikare sich jeder Agitation enthalten — dafür sorgt neben den Staatsbehörden auch der „Kaiserlich königliche evangelische Oberkirchenrat" —, wird ihnen die zur ungehinderten Amtstätigkeit nötige Naturalisierung von der österreichischen Regierung meist beharrlich vorenthalten, während die gleichfalls aus dem Deutschen Reiche stammenden Zöglinge römisch-katholischer Priester-Seminare dutzendweise, ohne Anstand, das österreichische Staatsbürgerrecht erhalten.

(**Österreich.**) Bei der Hußfeier in Prag am 4. bis 6. Juni schien die religiöse Bedeutung des Huß über der tschechisch-nationalen Begeisterung zu kurz gekommen zu sein. Schindowski, der Herausgeber der Deutsch-evangelischen Korrespondenz weist aber darauf hin, wie bei einer Vorfeier vor Tausenden von Katholiken der evangelische Superintendent Cisar unter dem Beifall der Zuhörer die religiöse Bedeutung des Huß dargestellt habe, wie auch die jüngeren Kreise unter den Tschechen sich für diese Seite ihres Nationalhelden interessieren, sogar eine Studentenversammlung gegen die oben bezeichnete Gestaltung der offiziellen Festfeier protestiert hat, auch in den Buchläden Luthers Bild neben dem des Huß ausgestellt gewesen sei. Übersichtlich berichtet der „Scherer" (146) über die **Evangelische und die Los von Rom-Bewegung**: Vom Anfang des Jahres 1899 bis Ende 1902 wurden in Österreich 37 evangelische Kirchen, 13 Bethäuser, 3 Friedhofskapellen, insgesamt 53 evangelische gottesdienstliche Stätten, dazu 8 evangelische Pfarrhäuser erbaut. An 120 Orten wurde seit den Tagen der Gegenreformation wieder zum erstenmale evangelischer Gottesdienst gehalten, rund 100 Predigtstationen wurden neu errichtet, 12 selbständige Pfarrgemeinden gebildet. Gegen 90 junge Seelsorger, meist aus dem Deutschen Reiche, traten in den Dienst der Bewegung, von denen etwa ein Dutzend wieder über die Grenze befördert wurde. Die Zahl der in diesem Zeitraum zur evangelischen Kirche Übergetretenen beläuft sich etwa auf 24 304. Die Zahl der Austritte aus der römischen Kirche (mit Einschluß der Übertritte zum Altkatholizismus — 9393 — zu den Herrnhutern, den Methodisten und einschließlich der konfessionslos gebliebenen) ist natürlich weitaus größer und auf 35 000 zu schätzen. Vor Beginn der Los von Rom-Bewegung gab es in Böhmen 18 evangelische Seelsorgesprengel, 23 Kirchen, 28 Geistliche, 48 Predigtstationen, Ende 1902 dagegen 49 Seel-

sorgesprengel, 52 Kirchen und Bethäuser, 68 Geistliche, 125 Orte mit regelmäßigem Gottesdienst. Für Steiermark lauten dieselben Zahlen 1899 6 — 12 — 3 — 17; 1902 dagegen 11 — 19 — 28 — 59. Im ersten Halbjahr 1903 wurde an 14 Orten zum erstenmal evangelischer Gottesdienst gehalten, 8 Predigtstationen gegründet und 2 selbständige Pfarrgemeinden errichtet, 13 neue Kirchen eingeweiht, in 7 Gemeinden Grund zu Kirchenbauten erworben und von 40 weiteren Gemeinden Kirchenbauten geplant oder beschlossen.

(**Frankreich.**) Das Ministerium scheint seinen Kampf gegen den Klerikalismus nun auch auf die unter seinem Einfluß stehenden ausländischen Gebiete ausdehnen zu wollen. So teilt die „Münch. Allg. Ztg." mit, daß der Bey von Tunis auf Veranlassung des Generalresidenten Pichon hin, welcher seinerseits einer Weisung des Ministerpräsidenten gehorcht hatte, die Durchführung des Vereinsgesetzes in dem Protektoratslande anordnet, mit anderen Worten die Schließung der Kongreganistenschulen und die Ausweisung der nicht autorisierten Kongregationen aus der Regentschaft verfügt.

Firma 1870 gegründet
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Frachtsendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
☆ Längste Garantie. ☆
Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik:
Wilhelm Emmer,
Berlin 219, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Man verlange Prospekt P!

Alle 20 Tage ab Hamburg und ab Konstantinopel
Mittelmeer-
und
Orientfahrten
nach Lissabon, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Pyräus, Smyrna, Konstantinopel.
Passage und Verpflegung I. Klasse bis Konstantinopel von **M. 300.—** an.
Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Soeben erschienen:
Dietrich Graue,
Die Religion des Geistes,
wie der Gebildete denkend zu ihr Stellung nimmt. — Verlag von P. Waetzel. Geh. 1.60 *M*, geb. 2 *M*.

Fahrräder
Ia Qualität. Spielend leichter Lauf. Grösste Haltbarkeit.
H. von Bötticher, Hamburg V.
Ausverkauf Modell 1901 billigst, soweit Vorrat.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Buttermelcherstr. 11/I.

In einigen Tagen erscheint:
Der Wegweiser.
Kalender des Deutschen Protestantenvereins für das Jahr 1904.
Herausgeg. von **Dr. M. Christlieb,** Pfarrer in **Freistett** (Baden).
Oktavformat. 160 Seiten.
Preis 50 Pfg.
In Partien: von 10 Exempl. an à 40 Pfg., von 20 Exempl. an 35 Pfg., von 30 Exempl. an 30 Pfg., 40 Exempl. und mehr à 25 Pfg.
Zu beziehen von dem Schriftführer des Deutschen Protestantenvereins, Pfarrer **Mayer,** in Kaiserslautern oder von der Hofbuchhandlung von **Eugen Crusius** in Kaiserslautern.

Neu! Soeben erschienen!
Bilder aus der Geschichte Bremens im 19. Jahrhundert.
Von **Johann Beyer, Bremen.**
Preis 3 *M*.
Ein überaus wertvolles und liebenswürdiges Buch nicht nur für alle Bremer im In- und Auslande, sondern auch für alle, die sich für Bremens Geschichte und Geschicke interessieren. Das Buch schildert eingehend, aber in frischer, volkstümlicher Weise die wichtigsten Begebenheiten einer ereignisvollen Zeit, die für die alte Hansestadt an der Weser von höchster Bedeutung war. Es ist kein trockener Forscherstil, keine langweilige Aufzählung geschichtlicher Ereignisse, die Schilderungen sind historisch unantastbar, dabei reizvoll und interessant wiedergegeben. Es ist ein Volksbuch wie es sein soll.
Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.
Verlag von
Carl Schünemann, Bremen.

Antiquus, Zehn Worte
33 Seiten. Preis 25 Pfg. in allen Buchhandlg. Etwas für Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Befreiung und Veredlung inmitten des heutigen allgemeinen Wirrwarrs. Im Beibl. zu Nr. 25 ds. Ztschr. warm empfohlen von Herrn Dr. **Schieler,** Königsberg i. Pr. **Ostdeutsche Buchh.**

Jnnger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde** zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Probenummer
u. Prospekte
des
„Protestantenblattes"
werden bereitwilligst überallhin gratis und franko versandt.
Abonnementspreis 1,50 Mk. vierteljährlich.
Bremen.
Verlag des Protestantenblattes.

Technikum Altenburg S.-A
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.